

28]

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Er näherte sich ihr, seine Finger irrten an ihrem Arm hinab, um ihre Hand zu finden. Verhohlen lächelnd ließ sie ihn gewähren.

„Wie Seide sind Ihre Händchen,“ flüsterte er nach einer kleinen Weile, als er über ihre Handflächen strich.

„Das hat man mir schon einmal gesagt,“ lachte sie. Dabei glitt ein leiser Schauer über ihre Gestalt.

Langsam suchten sich dann ihre Hände, und Seite an Seite geschmiegt, mit schlankernden Armen und kindlich-unbeholfenen Bewegungen schritten sie längs der wogenden Lehren dahin. Als ihr in dem Sinn kam, daß sie ebenso aneinandergeschmiegt mit Cachapès auf schmalen Waldpfaden gewandert war, empfand sie einen seltsamen Genuß, alle beide zu hintergehen. Der junge Hayot kam ihr wie gerufen, um ihre regelmäßigen Beziehungen mit jenem zu unterbrechen. In der Monotonie ihrer alten Liebe erweckten ihr seine lieblosenden Finger ganz neuartige Sensationen.

„Da sind sie ja,“ riefen plötzlich ein paar Stimmen. Es war der Wächter mit seinen Söhnen, die sie beim Eingange des Wäldchens erwartet hatten. In den Augen des Alten funkelte eine schalkhafte Bosheit. Es war sein Lieblingsgedanke, seine Söhne reich zu verheiraten; eine Ehe mit dem Fräulein Hulotte wäre ihm hochwillkommen gewesen.

Man betrat gemeinsam das Wäldchen, das Eigentum eines reichen Bankiers, dessen türmchengeschmücktes Schloß im Hintergrunde zwischen den Bäumen auftraf. Die regelmäßig zugestutzten Gebüsche bildeten einen massiven Wall, der an mehreren Stellen von Durchbliden unterbrochen wurde. Dazwischen schlängelten sich die mit einer rötlichen Schicht zerstampfter Kiesel bedeckten Fußwege. Eine der Alleen führte zu einer steinernen Brücke aus rohen Quadern, mit düsteren, schweren Gewinden von üppigen Efeuranken drapiert. Kurzgeschorene Rasen breiteten unter den Bäumen ihre dunkelgrünen Teppiche aus, die in den Lichtwellen des Nachmittags in smaragdnen Glanze funkelten.

Diese peinlich-korrekte Symmetrie der Natur flößte ihnen ehrfürchtige Bewunderung ein; als Hayot die Geschichte seiner Beziehungen zu dem Bankier zum besten gab, dämpfte er unwillkürlich seine Stimme wie beim Betreten einer Kirche. Ein sehr leutseliger Herr, trotz aller seiner Millionen, der mit den Leuten wie mit seinesgleichen plauderte. Uebrigens sei das Wäldchen nicht allgemein zugänglich, aber er, Hayot, habe die besondere Erlaubnis, es jederzeit zu betreten. Lange blieben sie vor der Brücke stehen, die weit und breit als Sehenswürdigkeit berühmt war, und Hubert benützte diese willkommene Gelegenheit, um Germainen in wohlgelegten Worten alle Schönheiten im einzelnen zu erklären. Nach einigen hundert Schritten gelangten sie zu einem antiken Tempel, zu dem eine Sandsteintreppe führte. In den Nischen zu beiden Seiten des Portals standen bis zum Gürtel entblößte Marmorfiguren. Daraufhin bemerkte Hubert, überlegen lächelnd, daß es in alten Zeiten nicht Brauch war, Kleider zu tragen.

„Davon habe ich auch schon gehört,“ versetzte Germaine, die große Augen machte.

Nun erlaubte sich einer der Jungen einen Scherz, worüber alle in schallendes Gelächter ausbrachen.

„Ist! der anädige Herr könnte in der Nähe sein!“ mahnte vorsichtig Vater Hayot, die anderen zum Fortgehen nötigend.

Die Jungen, noch versunken in den Anblick der herausfordernden Rundungen des Marmors, schlugen nur zögernd den Rückweg ein.

Auf dem Hofe angelangt, zog Mathieu den Schimmel aus dem Stalle und spannte ihn vor den Wagen. Doch der Wächter wollte sie durchaus nicht wegfahren lassen, ehe sie nicht noch eine letzte Flasche mit ihm getrunken; seine überschwengliche Liebenswürdigkeit wuchs, je näher der Abschied heranrückte.

Die Flasche wurde auf Germainens Wohl, des schönsten Mädchens, das Hayot jemals gesehen, geleert. Ein wenig feierlich, mit den Gläsern in der Hand, standen alle im Kreise herum. Da Hubert nicht zugegen war, stockte das Gespräch

ein wenig. Germaine empfahl Frau Hayot ihre Schneiderin, eine sehr geschickte Person; und sie hob ein wenig ihren Kopf, um ihr dessen kunstvollen Aufbau zu zeigen. Da vernahm man Pferdehufe auf dem Pflaster des Hofes. Als Germaine durchs Fenster blickte, gewahrte sie Hubert, mit der Reitpeitsche unterm Arme, im Beariff, seinem Pferde einen Sattel festzuschallen. Von seinem grauen, am Rücken schlotternden Reitanzuge hob sich eine hochrote Krawatte grell ab.

Dann kam Mathieu nochmals herein, um sich zu verabschieden.

„Herr Hayot, wahrhaftig, Sie haben uns zu viel Ehre erwiesen. Ich werd' es daheim erzählen.“

„Freut mich, mein lieber Junge,“ erwiderte der Wächter, ihm die Hand schüttelnd. „Viele Empfehlungen an den Herrn Vater.“

Germaine hatte im Wagen Platz genommen. Während sie die Falten ihres Kleides zurechtstrich, warf sie einen lauernden Blick zu Hubert hinüber, der, mit einem Fuß im Steigbügel, mit der Hand dem Pferde in die Mähne griff. Plötzlich schwang er sich mit dem Ausruf in den Sattel:

„Ich begleite Sie.“

Nochmals wurden Händedrucke gewechselt. Hayot sprudelte unermüdlisch einen Schwall freundlicher Worte hervor, bei denen er sich innerlich gar nichts dachte; alle Stimmen schwirrten auf einmal durcheinander. Huberts Augen hingen wie festgebannt an einem Stückchen von Germainens weißem Strumpfe, der unter ihrem Kleide hervorschimmerte. Dann aber ergriff Mathieu die Zügel, schnalzte mit der Zunge, und das Wägelchen rollte davon, von Huberts Reitpferd gefolgt.

So gelangten sie auf die Chaussee.

Ueber den Feldern lohte der rotglühende Sonnenball, die weiten Flächen in purpurnen Tinten badend. Ein warmer Dunst stieg am Horizonte auf. Langsam sank die Sonnenscheibe in die Dämmerung hinab, in ihrem oberen Teile bereits umdüstert, während der untere Rand noch immerdar glühte. Die ganze Ebene schien in einem grauen Meere unterzusinken, dessen Wellen schließlich auch alle Anhöhen, Bäume und Häuser verschlang.

Der Wagen wirbelte am Boden leichte Staubwölkchen auf, die hinter ihm in die Höhe stiegen, einen Augenblick in den Lüften schwebend und einen herbtrockenen Geruch verbreitend, der den würzigen Duft der Sträucher ertöte. Zur Rechten ihres Gefährtes ritt Hubert mit gepreizten Beinen, die Hand in die Hüfte gestützt und ab und zu seinem Tier mit der Reitpeitsche einen Streich über die Flanken ziehend. Wenn der Weg sich verengerte, ließ er den Wagen voranfahnen, und Germaine konnte dann bei jedem Sattelstoße den flatternden Zipfel seiner Krawatte sich heben und senken sehen.

Unter seinen halbgeschlossenen Lidern warf er ihr schmachtende Blicke zu, bisweilen tief aufseufzend. Seine berichleierte Stimme, vom Klappern der Hufe übertönt, erreichte nicht immer ihr Ohr; sie konnte bloß Bruchstücke seiner Rede, ein wirres Gestammel unzusammenhängender Galanterien vernehmen. Er nannte sie bei ihrem Vornamen, sie sagte kurzweg Hubert zu ihm.

Als die Wege sich gabelten und der Wagen auf die Landstraße einbog, wollte sie, daß er umkehre. Aber er bestand darauf, sie bis zur Hütte der Cougnole zu begleiten. Da erst würde er kehrt machen. Als sie ihn diesen Namen aussprechen hörte, zuckte sie leicht zusammen.

„Sie kennen die Alte?“

„Ja und nein. Vor Zeiten einmal kam sie zu uns auf den Hof, um einer Kuh beizustehen.“

„Ach so!“

Unter den Bäumen wuchs die Nacht. Das graue Dunkel lagerte sich über die Steine der Chaussee wie steigende Flutwellen, die in weiteren Fernen bereits das Gehölz überströmten. Zwischen den hohen Laubkronen schimmerte der helle Himmel durch, von zitterndem Sternengefunkel bewegt. Wie bleiche Nebelstreifen zerflatterten ihre Gestalten in den von Sekunde zu Sekunde wachsenden Schatten. Die Finsternis ließ nun den Wächterlohn fühner werden; mit eindringlicher Stimme fragte er sie, ob er sich Hoffnungen machen dürfe. Halb hingegossen in ihrem Wagen, den Oberkörper

nach ihm zurückgewandt, ließ sie ihm wortlos ihre Hand, eingespinnen in ihre Träumereien. Wie festsam, wenn dieser sie eines Tages heimführen würde! Und eine unklare Idee, die Gattin dieses Mannes zu werden, begann in ihr Wurzel zu fassen. Es war übrigens höchste Zeit, endlich einmal einen entscheidenden Schritt zu machen; das Verhältnis mit Cachaprés konnte doch nicht ewig währen! Schließlich würde man noch Wind von ihrem Geheimnis bekommen.

Sie überflog seine Gestalt mit einem blitzschnellen Blick, wie um sich über die Zukunft, die sie an seiner Seite erwartete, Klarheit zu verschaffen. Es war weder hübsch noch häßlich, doch in seinen Augen lag ein Zaubergranz, ein eigener, feuchter Schmelz, den sie bei gottesfürchtigen Menschen schon oftmals wahrgenommen hatte. Er hatte ihr von seiner Absehung gegen Wirtschaftler erzählt; er war kein Freund der Kirmesstände; und in der Würmstichigkeit ihrer eigenen Tugend die Sittsamkeit anderer desto höher wertend, ergöhte sie sich schon im voraus an dem Gedanken, einen gefesteten Ehemann ihr eigen zu nennen, an dessen Seite sie die Freuden eines ruhigen, geordneten Lebens kennen lernen würde. Und überdies redete der Mann wie ein Buch, und sie bewunderte ihn, obgleich sie eine dumpfe, unerklärliche Befangenheit ihm gegenüber nicht zu bannen vermochte. Er wurde drängender und behielt, über den Sattel gebeugt, ihre Hand in der seinen. Einige hundert Schritte lang blieben ihre Finger ineinander verschlungen, während beide nachdenklich schwiegen. Mathieu, wohl wissend, wie unerlässlich ein wenig Mithilfe zur Erfüllung des Geschickes ist, tat als gefälliger Bruder, als sähe er nichts von alledem.

Wöglich löste sich hinter ihnen eine dunkle Gestalt aus den Gebüsch, und auf der Straße stand ein Mann, der in die Nacht hinausstarrte: Cachaprés!

(Fortsetzung folgt.)

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

Aus der Fabrik aus — Rittergut.

Ferien sind eine herrliche Sache für den, der sie hat und auch bezahlt bekommt. Wer das ganze Jahr tagen, tagaus im rasselnden und staubigen Fabriktaal ums harte Brot arbeiten muß, der empfindet in der Ferienzeit, die ja mit den Hundstagen zusammen fällt, besonders lebhaft das Bedürfnis, auch einmal auf eine oder mehrere Wochen auszuspannen und sich zu erholen. Leider, ohne diesem Bedürfnis nachkommen zu können. Denn die wenigsten Betriebe geben ihren Arbeitern Ferien.

Dieses Jahr aber sollte mein Wunsch in Erfüllung gehen, ehe ich's gedacht! Die sinkende Konjunktur blieb auch für unsere Fabrik nicht ohne Folgen; die Arbeit wurde immer knapper, und schließlich hieß es anfangs Juli, es müsse ausgesetzt werden, und zwar auf drei bis vier Wochen. Nun hatten wir auf einmal Ferien. Allerdings auf unsere Kosten. Ich überlegte, was ich während dieser Zeit wohl anfangen könnte. Von einer Reise irgendwohin konnte natürlich keine Rede sein. Die paar Mark, die ich hatte, langten eben hin, um über die Zeit der Arbeitslosigkeit hinwegzukommen. Und zu Hause herumzulungern, hatte ich wenig Zeit.

Und so kam mir der Gedanke: wie wär's, wenn du als Erntearbeiter nach den segneten Gefilden Preußens gingst. Die Agrarier jammern fortgesetzt über die Landflucht und Leutenot. Da findest du sicher während dieser Zeit Arbeit und Unterlunft und verdienst auch einige Mark, die du deiner Familie schicken kannst. Wenn es auch nicht viel sein wird, etwas hilft es doch. Mit der landwirtschaftlichen Arbeit bin ich vertraut, da ich als junger Kerl von 18 bis 22 Jahren auf Gütern als Arbeiter, Pferde- und Ochsenknecht gedient hatte. Und schließlich: vielleicht gab's dort noch etwas zu sehen, das sich niederschreiben und bewerten ließe, nicht bloß zu meinem Nutzen.

Gedacht, getan! Am nächsten Morgen dampfte ich von Dresden nach Berlin. Ich suchte den Arbeitsnachweis für Landarbeiter in der Koppenstraße am Schleifischen Bahnhofe auf.

Zum erstenmal war ich in Berlin. Wie das Leben hier wogt und brandet! Das rasselnd und dröhnt, gellt, schwirrt und hastet durcheinander und bleibt sich doch immer gleich. —

Nach einigem Fragen fand ich mich bis zum Schleifischen Bahnhof und von da war es leicht, das Arbeitsamt in der Koppenstraße zu finden. Ich brauchte nur den Scharen der polnischen Arbeiter zu folgen, die aus dem Portal des Bahnhofes kamen. Die Männer in hohen Schaffstiefeln, in ärmlichen und nicht allzu sauberen Arbeitsanzügen, die Mädchen und Frauen mit der spitzenbesetzten Tunita und der „Kajaska“, die Köpfe mit Tüchern umwunden, das gab einen seltsamen, malerischen Anblick. Sie alle, Männer und Frauen, schleppten ihre Bündel auf dem Rücken oder trugen zu zweien hölzerne Kisten und Koffer, die ihre Habseligkeiten bargen.

Vor dem Hause Nr. 94 staute sich der Trupp. In der Durchfahrt des Hauses standen schon früher Angekommene oder saßen auf ihren Bündeln und Kisten und unterhielten sich. Ihr Gespräch drehte sich hauptsächlich um die in Aussicht stehenden Arbeitsstellen. Ein jeder hoffte, eine möglichst gute Stelle zu bekommen. Viele von ihnen sind schon in allen Gegenden Ostpreußens gewesen und erzählten einander, wie es ihnen dort ergangen. Im Hausflur kündigt eine Tafel: Das Herumstehen auf den Treppen und dem Gange ist verboten, und ich gehe weiter die Treppe hinauf nach der ersten Etage, wo sich das Bureau befindet. Ein Trupp von zehn, zwölf polnischen Arbeitern mit ihren Bündeln stolpert die Treppe abwärts, umgelenkt und schwerfällig und hinter ihnen her kommt ein Herr mit grünem Hute und ebensolcher Toppe und schnarrt: „Na also vorwärts, vorwärts! Dalli, dalli!“

Wie eine Herde treibt er sie vor sich her, und die Polen geben sich alle Mühe, schneller die Treppen herunter zu kommen.

Ich klopfte an und trete ein. Ein Zimmer von etwa 3 Meter Breite und 5 Meter Länge, durch eine Barriere in zwei Teile getrennt — das ist der Empfangsraum. Hinter der Barriere sitzt ein Beamter am Schreibtisch und kramt in seinen Papieren. Nach einer Weile fragt er: „Was wollen Sie?“

„Ich möchte mich als Erntearbeiter irgendwohin verbinden. Aber nur auf höchstens vier Wochen.“

„Warum nicht länger?“

„Weil ich dann wieder an meine alte Arbeit gehen kann. Ich arbeite in einer Fabrik.“

„So, da müssen Sie nach der Schlegelstraße am Stettiner Bahnhof gehen. Dort hat die landwirtschaftliche Vereinigung ihren Nachweis. Die nehmen solche Arbeiter. Wir vermitteln nur auf Kontrakt. Barten Sie, ich gebe Ihnen die Adresse.“

Aus einem Nebenraum kommt ein Herr, dem man den Junker auf den ersten Blick ansieht. „Also los, los, vorwärts!“ ruft er über die Achsel nach hinten. Dann zu dem Beamten in höflichem Tone: „Ist alles in Ordnung?“

Der Beamte bejaht die Frage. Indessen drängen sich zehn Burfschen und Männer nach dem Ausgange, unsicher und täppisch.

„Sind noch Sachen auszulösen?“ erkundigt sich der Junker weiter.

„Nein. Es ist alles schon von Ihnen ausgelöst, was den Leuten gehört.“

„So. Na dann adieu!“

„Adieu, Herr!“ dankt der Beamte und sucht nach der Adresse des Arbeitsnachweises.

„Ich kann's jetzt gerade nicht finden. Sie können es auch so finden. Also Schlegelstraße, nach der Vorsigstraße zu.“

Ich bedanke mich und gehe. Von unten kommt ein neuer Schub nach oben. Die armen Teufel, denke ich im Vorbeigehen, werden hier behandelt, wie das Vieh auf dem Markte.

Doch jetzt ruck nach dem Nachweis in der Schlegelstraße!

Große braungelbe Schilder mit schwarzer großer Schrift kündeten an, daß hier der Nachweis ist für Knechte, Mägde, Schweiger, Kuhfütterer sowie alle anderen landwirtschaftlichen Arbeiter. Parterre links ist das Bureau. Der Warteraum liegt nach dem Hofe zu und ist dunkel, so daß ich beim Eintreten die Wartenden hören, aber nicht sehen konnte. Erst allmählich gewöhnten sich die Augen an die Dämmerung (draußen schien die Sonne) und ich konnte die Leute unterscheiden. Das waren keine polnischen Arbeiter. Vier Männer, zwei Frauen und ein junger Burfsche von etwa 18 Jahren. Der junge Burfsche schlief, die Arme auf den Tisch gestützt. Die anderen unterhielten sich leise, indessen der Beamte eine Magd nach Dahme vermierte. Die Tür zu seiner Kanzlei stand offen, so daß wir alles sehen und hören konnten.

Doch für die Wartenden war das nicht von Interesse. Ihre Unterhaltung drehte sich hauptsächlich darum, was man anfangen sollte, wenn es auch hier keine Arbeit gebe. Einige hatten auch „Glück“. Sie belamen Arbeit. Einer als Kuhfütterer, ein anderer mit seiner Frau als Freischweiger und ein dritter als Ochsenknecht. Für die andern war nichts, und niedergeschlagen gingen sie fort. Endlich kam ich an die Reihe.

„Was wollen Sie?“

„Ich möchte irgendwohin als Erntearbeiter.“

„Wo haben Sie bis jetzt gearbeitet?“

„In Dresden, bei dem und dem —“

„So, haben Sie schon auf dem Lande gearbeitet?“

„Ja.“

„Heute habe ich leider nichts für Sie. Kommen Sie aber morgen wieder. Ich erwarte mit jeder Post Stellenangebote.“

Ich ging. Nun hatte ich wenigstens einen Anhaltspunkt. Froh schlenderte ich die Friedrichstraße entlang, bog rechts nach den Linden ein, wo ich mich auf einer Bank niederließ und meine „Bemmhchen“, die mir meine Frau mit auf den Weg gegeben hatte, aufsaß. Neben mir saß ein junger Mann und schlief. Sein Oberkörper bewegte sich hin und her wie ein Galm im Winde. Mit einem Ruck richtete er sich dann wieder auf, um in wenigen Augenblicken wieder nach vorn oder seitwärts zu sinken. Vielleicht ist es einer von denen, über die morgen die Zeitungen mit wenigen Worten berichten werden, daß sie Selbstmord verübt haben oder irgendein Verbrechen begingen. Am anderen Ende der Bank hoch ein alter Mann im alten, verschossenen Gehrod und zerrissenen Hosen und hat seine zertretenen Schuhe ausgezogen und neßelt an den schmutzigen Füßen. Dann reißt er die schmutzstarrenden Fußlappen

aus, zieht das Schwert umständlich und leuchtend an und humpelt mühselig weiter. Ein Schutzmantel taucht auf, und ich verfolge gespannt, was nun kommen wird. Doch das Auge des Geleites sieht an dem Alien vorbei, als sei er nicht vorhanden. Und links und rechts jagen vornehme Equipagen und Autos mit Kronen und Wappen an den Türen auf und ab. Der Luxus prahlt und brüsst sich und ist blind für das Elend ringsum.

Ich stand auf und setzte meinen Weg fort. Das Reichstagsgebäude wollte ich sehen. So schlenderte ich durchs Brandenburger Tor und stand bald darauf vor dem stolzen Bau am Reichstagsufer. Das ist also der Ort, an dem über unser Wohl und Wehe beraten wird. Alte längst vergessene Reden, die hier gehalten wurden, kamen mir wieder ins Gedächtnis. In Gedanken versunken ging ich links herum nach dem Königsplatz und spähte nach der Siegessäule aus. Dabei wäre ich beinahe über einen alten Handwerksburschen gestolpert, der dicht am Reichstagsgebäude sein Bündel ausgepackt hatte und seine Lumpen auf dem Pflaster zum Trocknen ausbreitete.

Am anderen Morgen ging ich wieder nach der Schlegelstraße. Allein der Beamte bedauerte, noch keine Antwort zu haben. Ich sollte am Nachmittag wiederkommen.

„Das kann ich nicht. Ich muß Arbeit haben. Länger hier bleiben kann ich nicht, weil ich kein Geld mehr habe.“

„Ja, da kann ich Ihnen auch nicht helfen.“

„Dann raten Sie mir bitte, wie ich am ehesten von hier in eine Gegend komme, wo es Nittergüter gibt. Ich will mir selbst Arbeit suchen.“

„Da fahren Sie am besten vom Lehrter Bahnhof aus nach R. und von da können Sie sich dann auf die Wanderschaft begeben. Dort finden Sie sicher was.“

Mit dem nächsten Zuge fuhr ich ab. **Heinrich Hotel.**
(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe der deutschen Spitzbergen-Expedition.

Georges Barmentier, Vizepräsident der Geographischen Gesellschaft von Saint-Quentin, hat in Green-Harbour auf Spitzbergen ein paar zum Teil noch unbekannt Einzelheiten über die Katastrophe der deutschen Spitzbergen-Expedition und die Schicksale der den unglücklichen Forschern nachgelassenen Hilfs-Expeditionen erfahren. Seinem im „Temps“ veröffentlichten Bericht, der sich im wesentlichen auf Mitteilungen der überlebenden Mitglieder der Expedition stützt, entnehmen wir folgendes. Die Expedition veruchte zuerst die Ostküste von Westspitzbergen zu umsegeln und durch Helen Sound die Nordküste von Nordostland zu erreichen. Dieser Plan wurde durch die Eismassen vereitelt. Die Forscher sahen sich gezwungen, wieder zu der Westküste von Westspitzbergen zurückzukehren, und sie erreichten die Scoresby-Insel. Von hier zog eine Gruppe von vier Mann unter der Führung des Leutnants Schröder mit Schlitzen und zwölf Hunden aus, um das Meer bis Riisby-Bay zu überwinden und dann unter Ueberwindung des Inlandeises bis Dove-Bay und zur Küste von Nordostland vorzudringen. Von dieser Gruppe hat man nichts mehr gehört. Nach dem Auszug jener vier Mann wandte sich das Expeditionsschiff „Herzog Ernst“ nach Lomme-Bay, dann nach Tenfensberg-Bay (Westspitzbergen), wo Ende August (1912) Lebensmittel niedergelegt wurden. In diesem Augenblick begann das Eis gefährlich zu werden, und es wollte trotz aller Anstrengungen, die man bis zum 20. September machte, nicht gelingen, das Schiff wieder in offenes Meer zu bringen; da sie sich in der Bay gefangen sahen, gaben die Forscher ihr Schiff auf und machten sich alle auf den Weg nach Advent-Bay. Sie konnten jedoch Advent-Bay nicht erreichen und kehrten daher an Bord zurück, wo sie eine Expedition von nur sieben Mann nach Advent-Bay ausrüsteten; die übrigen sollten auf die Rückkehr dieser Expedition warten.

Die sieben Mann zogen aus und ließen zwei Deutsche, den norwegischen Steward und den Eislotzen zurück. Zwei deutsche Forscher verließen die Gruppe, um die Ostküste der Wiide-Bay zu überschreiten; auch von ihnen hat man nichts mehr erfahren. Die fünf Mann, die übrig blieben, überschritten die Wiide-Bay, indem sie sich nach der Westküste wandten, und erreichten eine Hütte, in der einer von ihnen mit einem erfrorenen Fuße ankam. Dieser Mann blieb mit einem Gefährten sechs Wochen lang in der Hütte, und allen beiden gelang es dann, zum Schiff zurückzukehren. Die anderen wandten sich mit drei Hunden nach Advent-Bay. Aber die Polarnacht war gekommen und bereitete ihnen zahllose Schwierigkeiten. Sie erreichten eine Hütte im Westfjord, wo sie bis Mitte Dezember blieben. Dann verließen sie die Hütte und erreichten das äußerste Ende des Westfjords. Der eine der beiden Deutschen war so geschwächt, daß er den Wunsch ausdrückte, zum Schiff zurückzukehren. Der andere, Kapitän Ritscher, hat die beiden Norweger (es sollen ja aber im ganzen nur noch drei Mann gewesen sein?) jenen zu begleiten, indem er erklärte, daß er allein bleiben wolle. Die drei Mann gelangten nach Rossel-Bay, wo der Deutsche verschwand. Die beiden Norweger feuerten Schüsse ab und warteten einige Zeit, aber vergebens: der Unglückliche kam niemals wieder. Die beiden Ueberlebenden erreichten das Schiff bei Nil

und fanden dort die beiden Deutschen und den norwegischen Steward; der letztere starb am 20. Februar an Tuberkulose.

Während diese Ereignisse sich abspielten, wandte sich Kapitän Ritscher mit einem Hunde und geringen Lebensmittelvorräten allein nach Advent-Bay. Er überschritt Dickson-Bay, stieß auf tiefe Wasserläden, überschritt nach schrecklichen Leiden die Eismassen von Advent-Bay und gelangte am 27. Dezember erschöpft nach dem amerikanischen Bergwerk von Advent-Bay. Er besaß nur noch ein paar Gramm Hafermehl. Sein Hund war noch bei ihm. Seine beiden Füße waren bis zu den Knien erfroren, und eine seiner Hände war ernstlich verletzt. Der Arzt des Bergwerks nahm ihn in Behandlung. Man mußte ihm einen Teil der Füße amputieren. Er wurde wiederhergestellt und begab sich in das Hospital von Tromsø, von wo er am 10. August nach Green-Harbour, wo sich gegenwärtig sein Schiff befindet, zurückgekehrt ist. Kapitän Ritscher bewegt sich gegenwärtig auf Krücken vorwärts; die Passagiere der Nacht „Andenaes“, an deren Bord ich mich befinde, sprachen ihm auf dem „Herzog Ernst“ für seinen Mut und den Eifer, den er entsaltet hat, um seine Gefährten wiederzufinden, ihre höchste Bewunderung aus. Man kann auch die Fähigkeit und die Selbsterleugnung dieses Mannes, der, obwohl er noch krank und leidend ist, das Kommando auf seinem Schiffe wieder selbst übernehmen wollte, nicht genug bewundern. Bald nach seiner Ankunft in Advent-Bay schickte Kapitän Ritscher von der Station für drahtlose Telegraphie aus ein Telegramm nach Berlin.

Es wurden sofort Hilfs-Expeditionen ausgerüstet, die den in Eismassen eingeschlossenen „Herzog Ernst“ befreien und, wenn möglich, die verschwundenen Forscher wiederfinden sollten. Die erste Hilfs-Expedition wurde in Advent-Bay ausgerüstet. Sie bestand aus vier Mann. Green-Harbour schickte sechs Hunde und einen Jäger; auch in Advent-Bay nahm man einige Hunde auf. Die vier Mann fuhren am 24. Januar 1913 ab und blieben 20 Tage weg. Sie konnten aber nur den Sir Thomas-Berg bei West-Fjord erreichen. Die Hunde von Advent-Bay gingen sämtlich ein, während die von Green-Harbour leben blieben. Einem der Männer war ein Fuß abgefroren; man mußte den Unglücklichen auf einen Schlitten legen und ihn einstweilen mit einem Gefährten und einigen Lebensmitteln zurücklassen. Die beiden anderen kehrten nach Advent-Bay zurück; von hier zog nun wieder eine Hilfsmannschaft aus, um die Zurückgebliebenen zu suchen und zurückzubringen, was auch gelang. Eine zweite Expedition zog zu Anfang dieses Jahres von King's Vast aus: Sie bestand aus vier Norwegern, einem Engländer und einem Deutschen und hatte nur drei Hunde. Die Männer überschritten das Inlandeis bis Grey-Hook und gelangten wohl nach der Hütte an der Westküste von Wiide-Bay, fanden dort aber keine Spur von den Verschwundenen. Am 7. April kehrten sie nach King's Vast zurück. Es wurde dann in Norwegen unter dem Kommando des Kapitäns Starrud eine größere Hilfs-Expedition ausgerüstet. Der Dreimaster „Hertha“ führte die Expedition nach Jee-Tron, wo sie am 3. April ankam. Drei Lappen mit zwanzig Nenntieren begleiteten die Expedition; man nahm zwölf Hunde mit und in Green-Harbour noch fünf dazu. Die Expedition zog am 7. April aus und gelangte am 20. April zum Schiff, wo sie die beiden Deutschen, die nicht weit von dort, in ihrer Hütte geblieben waren, lebend wiedersah. Man ließ in der Hütte eine große Anzahl Lebensmittel für die beiden Deutschen und die vier Norweger, die die Station am 25. März verlassen hatten. Dann kehrte man zum Schiff zurück, das man mit Hilfe von Dynamit von den Eismassen befreite, und man wandte sich nach der Meerenge von Hinlopen. Hier wurde der „Herzog Ernst“ aber wieder von den Eismassen festgehalten.

Eine deutsche Privatexpedition unter der Führung des Polarforschers und Journalisten Lerner fuhr auf dem mit acht Norwegern bemannten norwegischen Schiffe „Loebenishoeld“ aus und folgte der Expedition des Kapitäns Starrud. Drei deutsche Gelehrte, unter ihnen der durch seine Erfahrung auf alpinistischem Gebiete bekannte Dr. Diehler aus Freiburg, begleiteten die Expedition. Sie erreichte Rossel-Bay, an der Nordostküste von Wiide-Bay, zehn Tage später als der Kapitän Starrud. Die Herren verließen Rossel-Bay auf Schneeschuhen und erreichten Tenfensberg-Bay, wo sie den Kapitän Starrud mit seinen Begleitern und den beiden Deutschen trafen. Sie kehrten zu ihrem Schiff nach Rossel-Bay zurück und erreichten das Nordkap auf Nordostland. Von hier machten sie eine Expedition weiter nach Osten zu, in der Hoffnung, daß sie ihre unglücklichen Landsleute würden finden können; die letzteren hatten, wie man weiß, den „Herzog Ernst“ im vorigen Jahre in der Nähe der Scoresby-Insel verlassen. Sie legten 600 Kilometer zurück und gelangten bis zum Brede-Kap; weiter konnten sie, da sie kein Fleisch für die Hunde hatten, nicht gehen, und sie fanden keine Spur von den Verschwundenen. Am 5. Mai wurde Lerner's Schiff vom Eise gepackt, und am 28. Juni war es zerfahmetert. Alle Männer mußten sich in die drei Boote des Schiffes flüchten. Sie waren gezwungen, sie vier Meilen über Eis zu schleppen, um das offene Wasser zu erreichen. Am 22. Juli ruderten sie nach Tenfensberg-Bay und erreichten den „Herzog Ernst“ einen Tag nachdem Kapitän Starrud ihn durch Dynamit befreit hatte. Die Nordküste Westspitzbergens war in Sicht, Schien aber von Eis umgeben zu sein. Die Forscher zogen es daher vor, das Schiff in die offene Meerenge von Hinlopen zu bringen. Sie wurden jedoch vom Eise im Osten der Williaminsel festgehalten.

Hier verließ Kapitän Stagrüd das Schiff mit dem Dr. Wiehler und drei Norwegern. Sie überschritten das Inlandeis und gelangten nach drei Tagen nach Templebay im Jockford. In Templebay ließ man zwei Norweger mit Hunden und Schlitten zurück, und die anderen bestiegen ein Boot, erreichten rubernd Adventbay und kamen dann nach Green-Harbour, wo wir den Kapitän Stagrüd und den Dr. Wiehler gesehen haben. Von Wiehler erfuhre ich die Einzelheiten der Expedition; er teilt sie der Öffentlichkeit zum ersten Male mit . . .

Kleines feuilleton.

Literarisches.

M. Andersen Regö: Der Morgen graut. Erzählungen aus dem Proletarierleben (Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin 1913). — „Es ist notwendig, daß einer der Gesellschaft auch die unbarmherzigen Wahrheiten sagt, und wer ist geeigneter dazu als der, der das Elend bis auf den Grund kennen gelernt hat?“ Mit diesem Satz schließt Andersen Regö seine Lebensstizze „Wie ich wurde“, die er seinen hier zu einem Kranze vereinigten Arbeiter-Erzählungen vorangestellt hat und die man schwerlich ohne Ergriffenheit lesen wird. Alles Dichten ist ein Mysterium. Macht die Gabe des Sich-mitteilen-könnens schon den Dichter? Oder die Summe und Intensität äußerlicher Wahrnehmungen und innerlichen Erlebens? Andersen Regö kann es nicht sagen. Und das weiß er: In Italien und Spanien, also unter der wärmenden Sonne des Südens, erwachte sein Drang zu schreiben. Und da ward ihm klar, wessen sich seine Seele vollgezogen und sich zu entledigen hatte.

Wenn aber vom Dichter gilt, daß sich in ihm die Umwelt wieder- spiegelt, so gilt von Andersen Regö im besonderen, daß sich in allem, was er niederschreibt, das durch Elendnächte und Klassenkämpfe allmählich zum Licht sich emporringende Arbeiterproletariat wieder spiegeln muß, dessen Schicksal der Dichter selbst entworfen ist. Jede seiner sieben Erzählungen beweist das. Die meisten spielen im dänischen Heimatlande, hauptsächlich auf Bornholm, eine „Frauenrevolution“ in Andalusien. Welche von ihnen die bedeutenderen sind? Man wird sich schwerlich entscheiden können, da jede Geschichte ihre Eigenart hat und, weil alle von Proletarierschicksalen handeln, das heißt, nach den Worten des Dichters, von armen Leuten, also von jenen Menschenkindern, denen es „noch niemals vergönnt war, sich selber zu zerstören“ — denn „das haben die Verhältnisse für sie getan“ — „schlechte Eigenschaften“ darum doch noch niemand lenne . . . Armut bleibt Armut, ob sie nun im rauhen Norden oder im sonnigen Süden ihre Blößen zur Schau tragen muß. Allenfalls werden die Nord- oder Südländer sich verschieden zu ihr stellen. Nur die äußeren Mächte sind dort wie hier die gleichen; sie begegnen sich immer in dem einen Punkt: den Armen um jeden Preis unschädlich zu machen.

Daß es nicht allemal menschliche Gewalten sind, die solches tun, sehen wir an einer der Bornholmer Erzählungen: „Das Paradies“ genannt. Da ist die Natur, der seltsame Erdboden des armen Mannes Widersacher und Vernichter. Sei es drum! Ging der Vater auch zu Grunde — der Sohn wird Sieger bleiben. „Gerade unter den Bedingungen, unter denen seine Eltern gescheitert waren, führte er die Sache durch. Darin liegt ein Gesetz, sonst wäre es ja auch kein richtiger Sieg.“ Für den Dichter selbst sprechen doch seine Heimatgeschichten. In ihnen offenbart sich seine Wurzelkraft, seine herbe, strenge Persönlichkeit, sein Leidgefühl, seine tiefgründige Kenntnis vom Elend der Armen, wie von ihren Seelen, in denen Licht und Schatten wohnen, finstere Dämonen gegen edle Regungen und Vorsätze kämpfen. Man merkt sehr wohl: der diese Geschichten schrieb, mußte sie so und nicht anders schreiben, ob er gleich „bei deren Niederschrift unsäglich zu leiden hatte“.

Und zum andern wird man dessen inne: daß kein anderer der Proletariertasse gerecht werden könne, er sei denn selber von ihrem Fleisch und Blut und sei ein starker Poet und Gestalt dazu. Als solcher schuf sich Andersen Regö seine eigenen Kunstgeräte. Seine Pflugschar wühlt tiefe, schwere Schollen auf. Und an der Sonne seines Geistes wandelt sich schwarze Ackererde in pures Gold. Wer es noch nicht zu fassen vermag, der lese die wunderliche „Mär vom Glück, den zerlumpten Kleinen“ erzählt, oder die in Glanz- verklärung getauchte Arbeiter-Bohème-Erzählung „Die Zugvögel“. Und nun weiß man's: Andersen Regö mußte sich das eigene Weh und die eigene Freude vom Herzen herunter schreiben!

o. k.

Geschichtliches.

Alt-Berlin bei Nacht. Die Durchreisenden erklären Berlin nicht nur für die reinlichste, sondern auch für die amüsanteste von allen Städten. Und dieses Ruf aufrecht zu erhalten, geschieht ja alles; die einzelnen Umwälzungen, die speziell im Innern der Reichshauptstadt in kurzen Zwischenräumen sich vollziehen, ändern vielfach von Grund auf das Aussehen; diese revolutionäre Tätigkeit eines großen menschlichen Gemeinwesens in ihrer Gesamtwirkung bleibt erstaunlich. In unserer schnelllebigen Zeit achtet man auf vieles kaum. Wer dachte vor 15 Jahren an den Autoomnibus und das allmähliche Aussterben der ehrwürdigen Pferdewoche? Wer an die Untergrundbahn? Die über 80 Jahre alte Stadtbahn

hat sich fast überlebt und verlangt nach Neuerungen. An den einzig hastenden Wirbel und Wechsel im Stadtbilde und Straßenge triebe hat sich der beschafte Berliner längst gewöhnt und geht achlos daran vorüber. Und dieses Großstadtleben am Tage dehnt sich auch auf die Nacht aus. Berlin hat ein ausgeprägtes Nachtleben, das eine besondere Anziehungskraft für die vielen Fremden bietet. Da in dieser Beziehung viel geboten wird, so dürfte auch jeder bei seinen Amüsements auf seine Rechnung kommen. Vergleiche und Erinnerungen an Alt-Berlin sind sehr beliebt und bilden einen ständigen interessanten Unterhaltungsstoff.

Wenn sich das Nachtleben im modernen Berlin in sehr lustiger Weise abspielt, so war es in dem alten und ältesten Berlin doch noch etwas anders. Die Menschen von Anno dazumal liebten zwar auch die Abwechslung, aber sie widmeten sich ihr nicht ausschließlich, wie es heute leider manchmal der Fall ist. Dazu kamen die Polizeiverordnungen, die seinerzeit eine viel stärkere Bedeutung hatten. So bestimmte die hohe Obrigkeit im Jahre 1331, daß die Gast- und Bierhäuser nach der „letzten Glocke“, d. h. im Sommer um 10 Uhr geschlossen werden mußten. Wie es auch heute modern bleibt, möglichst die Polizeiverordnungen zu umgehen, so taten es auch die Altberliner; denn schon drei Jahre später sah sich die hohe Obrigkeit genötigt, an ihre Verordnung nicht nur zu erinnern, sondern sie auch noch zu verschärfen.

Als Spezialvergünstigen galt es im ältesten Berlin, auf den paar Straßen von Alt-St. An einen nächtlichen Spaziergang zu machen. Eigentliches Pflaster befand sich in der Zeit der ersten Kurfürsten nur im hohen Steinweg, den die Beherrscher der Mark von ihrem „Hohen Hause“, dem alten Absteigequartier, Klosterstraße 95/98 bis zum Spandauer Tor passieren mußten. Die Wege waren also bei Regenwetter grundlos. Schweinefäße und Düngerhaufen, der Große Kurfürst ordnete deren Beseitigung an, erschwerten das Vorwärtkommen. Beleuchtung war teils gar nicht vorhanden, teils sehr mangelhaft. Alle Augenblicke wurde der Fußgänger aufgehalten und gezwungen, über die Gassen weg auf den sogenannten Damm zu schreiten. Oft ließen die Bürger Schutz, Lehmhaufen und sogar Mist vor ihren Häusern liegen, so daß das Promenieren zu nächtlicher Zeit stellenweise geradezu lebensgefährlich war. Vor den stets aus Stein massiv errichteten Erdgebäuden — alle anderen Häuser waren Fachwerkbau — waren mächtige Feuerbeden hergerichtet, und an einigen Stellen loderten riesige Kesselflammen empor, zu deren Bedienung einige Ratsknechte beordert waren. Wer also ungefährdet nachts von seinen Spaziergängen heimkehren wollte, mußte eine Laterne mitnehmen.

Diese Zustände erhielten sich bis ins 19. Jahrhundert hinein, wenn auch hier und da sich Ansätze zu einer besseren Beleuchtung zeigten. 1677 führte der Große Kurfürst die Nachtwächter ein. Zwei Jahre später kam die Verordnung heraus, daß an jedem dritten Hause eine Laterne mit brennendem Lichte vorhanden sein müsse; es folgten dann die hölzernen Pfahllaternen mit Dellampen. Erst im Jahre 1828, wo die Gasbeleuchtung eingeführt wurde, besserten sich die Verhältnisse. Auch mit der persönlichen Sicherheit haperte es sehr des Nachts in Altberlin. Nicht selten wurde durch den Alarmruf „Mordio“ der Bürger aus seiner Nachtruhe gestört oder das schaurig klingende „Luten“ des mit einem Spieß bewaffneten Hüters der Nacht mahnte daran, die wassergefüllten „Feuertinnen“ im Rathauschuppen zur Löschung eines Brandes heranzuholen. Eine Wandlung zum Besseren schaffte eine Verordnung Friedrichs Wilhelms I., nach der Militärpatrouillen nachts die Straßen durchzogen und das Notodstum in Angst und Schrecken versetzten. awjk.

Luftfahrt.

Wertwürdige Flugmaschinen. Die Flugmaschine beginnt langsam aus dem Gefährt kühner Sportsleute ein praktisches Fortbewegungsmittel zu werden, das den Bedürfnissen des Lebens angepaßt wird. Darauf lassen allerlei neue Formen des Flugzeuges schließen, die in neuester Zeit aufgetaucht sind. Kurz vor dem tragischen Unfall, der seinen Tod herbeiführte, erprobte der englische Flieger Colonel Cody die „fliegende Ambulanz“, die den Flugapparat in den Dienst der Medizin stellen soll. Diese „Krankenflugmaschine“, wie sie auch genannt worden ist, soll dazu verwendet werden, Aerzte und Krankenpfleger möglichst rasch zu befördern; besonders bespricht man sich im Kriege gute Erfolge, wenn so die Chirurgen von den Feldlazaretten nach einem entlegenen Teil des Schlachtfeldes fliegen können. Sie enthält einen Feldoperationstisch und eine ganze Ausrüstung von ärztlichen Instrumenten und allerlei Vorrichtungen zur Hilfe für die Kranken, die aus dem leichtesten Material hergestellt sind und einen möglichst geringen Raum beanspruchen. Die fliegende Ambulanz ist nach den genauen Angaben des Obersten Donegan vom Sanitätskorps der englischen Armee erbaut. Die englische Wochenschrift, die uns mit diesen Tatsachen bekannt macht, erinnert auch an die zahlreichen Experimente, „unsichtbare Flugmaschinen“ zu konstruieren, die es den Feinden schwierig oder unmöglich machen, die gegnerischen Flugzeuge zu erkennen. So wurden in Frankreich in diesem Frühjahr drei Apparate in die „Fliegerabteilung“ eingestellt, deren Körper und unteren Seiten der Flügel himmelblau gefärbt waren, damit sie in einer gewissen Höhe mit der Farbe des Himmels in eins verschmelzen könnten. Daß durch diese himmelblauen Flugzeuge die gewünschte Wirkung erreicht worden wäre, ist aber nicht gemeldet worden.